

Ich ging durch die Absperrung des Flughafens in Berlin Tegel. Ich ließ meine Schwester zurück und meine Freunde, die mich morgens um fünf zum Flughafen gebracht hatten und von denen eine noch wehmütiger guckte als die anderen. Sie war im Jahr zuvor in New York gewesen und wußte, was mich erwartete.

Ich wußte das nicht. Dabei kennen wir wahrscheinlich keine Stadt besser als New York. Besonders, wenn wir noch nicht da waren. Aus unzähligen Fernsehserien und Filmen. Von Woody Allen und Paul Auster. Die Seen im Central Park, Polizisten in blauen Uniformen, Diners, die Hektik und gelbe Taxen. Das alles. Und doch war ich nervös hier an der Zollkontrolle in Tegel.

Wer für eine längere Zeit nach New York geht, der will irgend etwas. Auch wenn er vielleicht nicht sagen kann, was. Ich wußte nicht, was ich dort wollte. Nichts Genaues - und fand es fast absurd, jetzt hier an diesem hellen Sommermorgen 1997 durch die Scheiben des Flughafens auf das Rollfeld zu starren und mich zu fühlen wie ein Kind, das zum ersten Mal ohne seine Eltern verreist. Ich hatte Tips bekommen für die Stadt - von vielen. Wo ich unbedingt hin sollte, wie ich welches Sandwich essen sollte und in welcher Bar es am besten sei. Alle bekamen dabei entrückte Gesichter, schwärmten und sprachen wie von einem Freund, den sie sehr mochten und den sie seit langem nicht gesehen hatten.

Zwölf Stunden später bin ich auf dem JFK gelandet. Die Kühle der Air-condition empfing mich und da war eine automatische Bandansage: "This is a non-smoking area". Ich hätte nichts dringender gebraucht als eine Zigarette. Mutig habe ich mich in ein Taxi gestürzt und "Manhattan" gesagt. Wir fuhren durch Queens, und was ich dort sah, erinnerte mich eher an ein arabisches Land als an die Heimatstadt von Woody Allen. Weiße Häuser, Industrieviertel, verdorrtes Gras, Tankstellen. Irgendwann fuhren wir durch einen Tunnel, und ich erwartete Wolkenkratzer auf der anderen Seite. Aber da waren kleine rote Häuser und Bäume am Straßenrand. Bäume – damit hatte ich nicht gerechnet.

Es wurde eigentlich nichts so, wie ich es erwartet hatte und wie es mir angekündigt wurde. Vielleicht war es zu heiß, daß Dampf aus den Gullys aufsteigen konnte, wie in *Taxidriver*, und mich hat auch nicht an jeder Straßenecke ein Freak angesprochen. Ich sah keine spritzenden Hydranten, und ich habe auch nicht in einem heruntergekommenen Hotel in Chinatown gewohnt. Das alles war nicht schlimm, weil letztendlich die Stadt Besitz von mir ergriff und es mein Manhattan wurde, so sehr, daß ich jetzt – wahrscheinlich mit einem entrückten Gesicht - jedem, der dort hinfährt, Tips gebe. Ob er will oder nicht.

Doch in der ersten Woche war ich einfach überfordert. Ich wußte nicht, wie man den Deckel eines *Coffee to go* aufreißt, ohne sich zu bespritzen, verbrannte mich ständig an den weichen Streichhölzern, die es zu jeder Packung Zigaretten dazu gab, und konnte mich nicht daran gewöhnen, daß in den Geschäften und Restaurants alles, was ich sagte, fragend wiederholt wurde. So als hätten sie mich nicht verstanden. Ich lief durch Midtown, wo ich wohnte, und fand nichts, an dem ich mich festhalten konnte. Es gab keine Bänke, auf die man sich setzen konnte, um innezuhalten, einen Kaffee zu trinken

oder eine Zigarette zu rauchen. Alles war in Bewegung, und der Broadway dort nicht gerade zum Verlieben. Und es war heiß, unerträglich heiß.

Also fuhr ich an meinem ersten Wochenende nach Coney Island. Ich bin in der Nähe der Ostsee groß geworden. Das Meer beruhigt mich, und ich habe Ehrfurcht vor dem Wasser. Wahrscheinlich fuhr ich deswegen nach Coney Island. Um etwas Bekanntes zu sehen. Denn ich kenne keine andere Hafenstadt, die das Meer so sehr ignoriert wie New York. Es spielt in zumindest in Manhattan überhaupt keine Rolle.

Es war voll am Strand von Coney Island. Als ich aus der U-Bahnstation trat, stand dort ein großer schwarzer Junge mit einem Ghettoblaster auf der Schulter, aus dem die Hiphop-Variante von "Every breath you take" dröhnte. Ich ging vorbei an einem verrotteten Vergnügungspark mit Riesenrad und Karussells, und dann war ich am Meer. Es war schlimmer als jedes vorgefertigte Amerikabild, das man haben kann. Die Leute lagen wie die Ölsardinen nebeneinander, sie hörten laut Musik, aßen Hamburger, und Fleisch quoll aus T-Shirts und Badehosen. Ich ging am Meer entlang nach Brighton Beach. "Dort ist es schön", hatte mir eine Freundin in Berlin gesagt. "Dort sitzen die Russen und wünschen sich zurück." Nur auch dies war ihr persönlicher Eindruck, und ich befürchtete, daß dieser Ort für mich wieder anders sein würde.

Je dichter ich an die Promenade von Brighton Beach kam, desto leerer wurde der Strand. Dort gab es Restaurants, deren Namen in kyrillisch geschrieben waren und ein paar alte Menschen bewegten sich mit einer Langsamkeit, die mir gefiel. Sie saßen auf den Bänken, redeten oder guckten einfach nur, einige mit dem Rücken zum Meer. Es war ein bißchen wie nach Hause zu kommen, obwohl ich die Russen nicht viel besser kenne als die Amerikaner. Vielleicht sah auch nur mein romantisches Emigrantenbild so ähnlich aus wie Brighton Beach. Denn ich wußte nicht ob sie Russen waren oder Ukrainer, Weißrussen oder Armenier, Juden oder orthodoxe Christen. Ich habe niemanden gefragt, ob er sich wohl fühlt in Amerika, oder ob er wirklich eine Sehnsucht fühlt nach Kiew, Moskau oder Minsk. Sie saßen da still, und ich habe mich zu ihnen gesetzt und eine Zigarette geraucht und ein Buch gelesen. Später habe ich mich dann an eines der kleinen Kartentelefone gestellt, die dort ohne eine Zelle an der Promenade stehen, und jemanden in Berlin angerufen. Ich habe während des Gesprächs aufs Meer geschaut, und auf die Frage, wie es mir geht, habe ich gesagt: "Gut, es geht mir gut."

Gregor Sander, Januar 2001